

Satire und Polemik

Autor(en): **Rychner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **25 (1922-1923)**

PDF erstellt am: **07.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749954>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

So kennt ihr nicht das große Wunder
Des Einklangs, der uns ganz durchdringt?
Das Tiefste nicht, das erst ein Wesen
In diesen großen Jammer bringt?

Wie könnt ihr leben, könnt ihr sterben?
Wozu die lange, dunkle Zeit?
Gilt nicht die Stunde holder Einung
Des Wandels trübe Ewigkeit?



SATIRE UND POLEMIK

Seit Juvenal weiß der Sentenzkundige, dass es schwer ist, keine Satire zu schreiben. Viel unbekannter blieb, dass es noch schwerer ist, eine Satire zu schreiben; denn was sich leicht gibt, wird auch leicht genommen. Eine Satire ernst zu nehmen, gelang erst, nachdem man den Satiriker mit aller Gewalt zu einer tragischeren Figur als alle schmerzenseeligsten Elegiendichter umgedeutet hatte. Nun konnte einem wieder wohl sein: aus jedem Lachen hörte man ein befreiendes Schluchzen heraus, der Geistreichtum war ja nur Notwehr, Spott seltsame Äußerung unendlichen Mitgeföhls, und ein Mann, der so unangenehm heiter schrieb, musste wohl im Leben ein ernsthafter, womöglich finsterner Mann mit Weltverbesserungsabsichten sein, der mit einem verwundeten Ideal im Herzen und einem Gehrock darüber sich in Verwaltungsrats-sitzungen emsig, steif und würdig benahm. Wenn Swift auf dem Todbett gesagt haben soll: «Vive la bagatelle!», so war dies vermutlich sein erster ernsthafterer Fehltritt.

Falls der *Don Quixote* als Tragödie empfunden wurde, wieso hat Cervantes die denkbar unsentimentalste Mitteilungsform am würdigsten erachtet? Um der Nachwelt die Möglichkeit zu schenken, das Buch zu vertiefen, indem sie es umlog? Hat sich jemand jemals die Mühe genommen, in den *Wallenstein* eine Komödie hineinzudeuten! Solche Ehrfurchtslosigkeit wäre nur in der Satire denkbar. Die Masse Mensch hat sich ein Wertsystem der Temperamente geschaffen, in dem an erster Stelle der Ernst steht und erst weit hinten auf einer Schandbank die Heiterkeit kauern darf. Daraufhin ließen sich die Satiriker rehabilitieren: man unterschob ihrem Treiben einen positiven Zweck. Sie mussten *ridendo dicere severum*, um die Menschen zu bessern und zu bekehren; die Künstler mussten wieder unbedingt Moralisten sein. Statt dass man das Ungewöhnliche in der Äußerungsart des satirischen Talentes als das Eigentliche anerkannte, lenkte man frohe Blicke auf die Gewöhnlichkeiten altbackener ethischer Grundsätze, die auf skurrile Weise verfochten worden seien.

Was im 18. Jahrhundert in Deutschland als Satire galt, war beengtes Mahnen von Schulmeisterseelen, die es lebenslang nie zu einem richtigen Hass, zu keiner überlegenen Bosheit und vor allem nie zu jener frechen Freiheit brachten, einer Idee zuliebe in einige irdische Wespennester zu stechen. Rabener genoss ein großes Ansehen, aber die Charaktere, die er aus einem fad korrekten Sprachteig knetete, sind letzte Plattköpfe, gegen die sich ein Angriff gar nicht lohnt.

Er war ein guter und braver Mann, der ruhig den Dingen das positive Vorzeichen hätte lassen können, denn vom Satirenschreiber forderte er, „dass das Ehrwürdige der Religion seine ganze Seele ausfülle“. Wenn Liscow etwas verwegeneres Ritte unternahm, tat er es auch bloß, „um womöglich die Lasterhaften selbst tugendhaft zu machen“. Da wird ganz zahm und so farblos, dass sich niemand getroffen fühlen kann, ein Habgieriger geschildert, der denkbar täppisch jeden, ob er es wissen wolle oder nicht, auf seinen Geldfimmel aufmerksam macht. Sogar in der Kirche, wo jeder Besitzer von zwei Röcken aufgefordert wird, einen davon den Armen zu schenken, denkt er gerade, dass Nehmen eigentlich ebenso selig sei wie Geben. Auf drei Seiten sanfter Prosa wird das beschrieben, am Schluss ist jedermann überzeugt, dass man nicht so sein sollte. Einen ganzen Menschentypus mit zarter Limonadenseele zu befehlen, ist zu wenig, es muss schon eine typische Menscheneigenschaft dichterrisch bewältigt sein — wo sie eben alle Sonderzüge des einmaligen und einzigartigen Menschen über die Verallgemeinerung erheben. In *Bouvard et Pécuchet*, der „grimmigsten Ohrfeige, die der Menschheit heruntergehauen wurde“, ist die Dummheit nicht interessanter als sonstwo, bloß die auserlesen charaktervollen Dummheiten der beiden Heldenfiguren sind es. Hier wächst das Übermaß einer Eigenschaft weit übers Menschliche hinaus, zu einem vernichtenden Symbol. Ein Gedanke an Kampf gegen die Torheit wäre in deren Bereich gewesen, da ihn selbst Götter vergeblich führen; der Satiriker ist vielleicht gar nicht so sehr von Kampfwillen ergriffen wie vom Dichterdämon, der zu sagen zwingt, was man lachend leidet. Dass andere sich daraufhin betroffen fühlen, geht ihn weniger an, als dass er sich von ihrem Wesen zuerst getroffen fühlte. Goethes *Invektiven*, den *Xenien* und *Votivtafeln* Goethes und Schillers werden immer wieder heroische Absichten untergeschoben; bald sollten sie als Torpedos unter die künstlerische Mittelmäßigkeit gelegt sein, dann wieder den kritischen Standpunkt der Dioskuren festlegen, aber immer „sollen“ sie etwas, und zwar etwas anderes als das herrliche Erzeugnis einer kraftvoll heiteren Laune von zwei Halbgöttern sein, die mit Blitzen spielten wie andere mit Streichhölzern und zuweilen lachend einen auf das Haupt eines armen, dumpfen Tropfes fallen ließen.

Einige steigen als leuchtende Kugeln und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur spielend, das Aug zu erfreun.

Da die anderen gewillt waren, eine Absicht zu fühlen, so waren sie verstimmt; mit gutem menschlichen Recht, da fröhliches Getue von Gott dazu ersehen ist, andere zu verstimmen. Wie manches Selbstgefühlchen und Ehrgeizchen war von den Leuchtkugeln verletzt worden, also mussten diese wohl um ihretwillen abgefeuert sein! Die Beleidigten gewinnen stets an Rückgrat und verlieren an Gefühl für die Komik der menschlichen Beziehungen. Könnte Heine dafür, dass er einen ewig sprühenden Strom von Geist und Witz in sich hatte, der zur Welt verlangte? Dass Boshaftigkeit und Bösartigkeit in der deutschen Literatur bis auf ihn noch nicht sehr produktiv sich ausgewirkt hatten? Man wird sich damit abfinden müssen, dass nicht bloß edle, hilfreiche und gute Menschen Schriftstellertalent zugeteilt erhalten, und dass viele der funkelndsten Seiten ohne bedenkliche Charakterdefekte nicht geschrieben wären. Heines Schriften über Platen und Börne, große Teile aus der *Roman-tischen Schule* wären Vomitive, wenn sie nicht viel mehr wären: stilistische Meisterstücke. Der Gegenstand der Satire wird ja meist überschätzt; hätten Platen und Börne nicht gelebt, es wären genügend Stellvertreter in Schussweite

gestanden, an denen der spottbegabteste Kopf hätte Ärgernis nehmen können. Molière war nicht auf die Ärzte angewiesen, um sich ulkig mit einer Menschenklasse zu balgen, Daumier nicht auf die Advokaten und Offenbach nicht auf antike Götter. Wie die Elektrizität erst an Widerständen Wärme entwickelt, so ergeht es diesen Geistern, die nichts mehr zu sagen wüssten, wenn sie die Welt nach ihrem Bild umgeformt hätten. Einem Voltaire, der l'Infâme in jeder Gestalt endgültig zerschmettert hätte, wäre nicht mehr wohl in seiner Haut gewesen; seine Sehnsucht wäre nach neuen Schlachtfeldern geschweift, wo *bella geri placeat nullos habitura triumphos*. Hätte in unserer Zeit Karl Kraus mit seiner *Fackel* den Blätterwald der ganzen Welt und den Maximilian Harden erfolgreich niederzubrennen vermocht, er stünde verwundert und hilflos als ein Karl, der niemandem mehr fürchterlich zu werden anfängt. Die Welt ist jedoch von so gesunder Statik, dass die Genies der Unzufriedenheit nie vor veränderter Szene auftreten müssen; der Blätterwald wird in alle Ewigkeit grünen, die *Fackel* eines Tages erlöschen, den Bouvards wird der Hirnschwund nie ausgehen und die Don Quixotes werden statt gegen Windmühlen gegen Transformatorenhäuser anrennen, es wird keine „schwäbische Dichterschule“ mehr geben wie jene, gegen die Heine geschnödet hat, aber sonst allerorten Dichter, die kaum viel mehr sind als „gar liebe Geschöpfchen und Tröpfchen“.

Die Satiriker stellen die Wirklichkeit als Mangel dem Ideal als der höchsten Realität gegenüber, wurde von Schiller über diesen Punkt gesagt. Damit wäre noch keine satirische Heiterkeit errungen. Das Ideal, wie Schiller es ausspricht, ist ein pathetisches Ding, eine gestrenge Herrin, in deren Umkreis das Lachen erstirbt; wenn jedoch vom satirischen Schalk Würde und Blick nach oben verlangt wird, ist er seiner Reize ledig und bloß noch ein vernünftiger Tadler. Seine Stärke, durchaus intellektuell, kritisch und sprachverliebt, sie liegt in hohem Maße in dem Bewusstsein, sich unter die Tausendfüßler aller Sorten mischen zu können, ohne am Eigensten je Schaden zu nehmen. Das Wort Goethes ist uns lebendig, wo es heißt, dass Lessing seine Würde oft wegwerfen konnte, weil es in seiner Macht stand, sie jeden Augenblick wieder aufzunehmen. Hie und da schweiften also selbst Große vom Ideal ab in die Wirklichkeit. Darin wandelten sie mit überentwickeltem Hirn wie Gulliver unter den Zwergen. Die Gabe der Kritik, die sich in witziger Form äußert, wäre lahmgelegt, wenn nicht die Freude an der geistreichen Formel das Feingefühl für Gerechtigkeit übertäubte. Der Witz ist ein zu empfindungsloses Produkt, um ein gerechtes Urteil über einen Menschen fassen zu können; es möge hier ein Ausspruch Lessings, eines gewiss witzigen Kopfes, hergesetzt sein: „Gott hat keinen Witz, und die Könige sollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer steht dafür, dass er deswegen einen ungerechten Ausspruch tut, weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann?“ Da liegt der Finger auf einem Wesenspunkt: dem witzigen Einfall. Ihm wird oft mehr geopfert, als er schenkt; aber er gehört als Paprika in die Satire, wenn sie nicht eine zahme Mehlspeise sein soll. Dem Witz, von „Wissen“ herstammend, mag die negative Ladung nachgesehen werden, da er im Zweifel den Ursprung hat, der, nach einer Bemerkung Goethes, mit dem Wissen wächst. Das wird der Grund sein, weshalb alle Satire etwas Humanistisches an sich hat, trotzdem sich das Wissen, der Geist darin, selbst persifliert, indem er logisches Denken schlicht verabschiedet und in gesetzlosester Anarchie assoziiert. Solche Heustöffelsprünge führen zu überraschenden Zielen, und immer wird dabei ein Vergleich zwischen ungleichartigen, logisch unvergleichbaren Erscheinungen gewagt; mit unermüdlicher

Neugier und geistiger Freizügigkeit unternimmt der reizbare Intellekt des Satirikers, den isolierten Gedanken mit einem Gespinnst von Beziehungen zu umstricken, und wenn er ihn darin ersticke. Das schwungvoll Gedankliche bei Schiller nennt Heine „besoffene Reflexionen“ — wer könnte dem zustimmen? Aber wer vermöchte die verwirrend einprägsame Formel samt ihrer schwindelhaften Richtigkeit glatthin abzulehnen?

Ein gesetzloser Spieltrieb, dessen Dämonie geringzuschätzen verwegen wäre, drängt den Besessenen zur Sprache, der er verfeinerte, abgestufte Wendungen spielend beibringt. Unter seinen Händen wird sie beweglich und gefährlich, in der Polemik entfalten und bewähren sich hundert neue kühle Reize an ihr. Dunkler Gewalten Spuk tummelt sich in ihr und überwältigt zu Zeiten die menschliche Noblesse. In einer unserer bewundernswerten Kampfschriften, Lessings *Anti-Goeze*, wird der Gegner auf die schmerzhafteste Weise gedemütigt und geradezu aufgelöst. Seiner Erwiderung wirft Lessing ein hochmütiges „Larifari“ entgegen und diskutiert erst weiter, nachdem er ihn eine „theologische Memme“ gescholten und diesen hohnvollen Titel breit und mit unendlichem Genuss begründet hat. Nicht nur Liebe zur Wahrheit hat ihn im Kampf begeistert, denn Pastor Goeze hätte diese nicht zur Welt hinaus zu predigen vermocht, sondern elementare Gehässigkeit gegen einen ihm widerlichen Bonzen, ein im tiefsten bössartiger Wille, diesen zu schinden und auf den Rost zu legen, bis nur noch ein Häufchen Elend vor ihm zuoke. Diesem Dämonismus verleiht eine Stelle Ausdruck, ein kaltes und grausames Wort, an das Opfer gerichtet: ‚Wie höhrend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er wider uns geschrieben‘, zitiert Lessing aus Goezes Entgegnung, und fährt selber fort: „Fühlen Sie das, Herr Hauptpastor? Desto besser. So habe ich meinen Zweck bei Ihnen erreicht; aber noch lange nicht getan, was Sie verdienen!“ Eine menschliche Haltung, die vielleicht nicht jeder Anfechtbarkeit entbehren mag, die ethisch temperiert wohl weniger schroff, aber auch weniger geistig radikal gewesen wäre. Wo ein Kampf mit dem Wort ausgefochten ward, war nie viel Raum für Nächstenliebe, ging es doch um die Behauptung der persönlichsten Geltung. —

* * *

In Zeiten, da die Literatur nicht auf klassischen Gipfeln fortschreitet, haben Satiriker und Polemiker alle Hände voll zu tun. Plötzlich sagt einer ganz unerwartet zu allerlei Dingen Nein und ist damit schon so etwas wie eine Persönlichkeit. Wer keinen Humor hat, verbrämt sein Geschreibe mit ethischen Zotteln. Da liegt ein Buch von Theodor Haecker, *Satire und Polemik 1914 bis 1920*¹⁾ betitelt. Ein Buch nicht ohne Geist, sei gleich bemerkt, aber dennoch ein misstrauenerweckendes Buch voller Lärm. Man liest, ohne zunächst auf die Fragestellungen des Autors eingehen zu können, denn eine andere, eigene Frage meldet sich hartnäckiger immer wieder: hätte Haecker eine Seite so schreiben können, wenn er sich nicht an Kraus vollgesogen hätte wie ein Blutegel? Es ändert nicht viel, dass er zuweilen mit heftiger Hingabe den katholischen Glauben als Rettungsmittel für alles preist. Seine stilistischen Fertigkeiten reichen zwar nicht bis zum Klingenlassen eines neuen Tones, zu sehr hört man den Stimmnachahmer in jedem Satz. Und nicht nur die Stimme kennt man wieder! Denn dieser Gläubige richtet den gleichen Donner-

¹⁾ Brenner Verlag, Innsbruck.

hall gegen das *Berliner Tageblatt*, wie es Karl Kraus gegen die Presse im allgemeinen und die *Neue Freie Presse* im besonderen tut. Miserrimus ego semper uror caloribus impatientiae, versichert er und schreibt daraufhin mit geschwollener Stirn über Ludwig Fulda oder H. Bahr oder „das Gekotz des Herrn Ganghofer“, und das übt er so einlässlich, dass schließlich der Leser ebenfalls in heißer Ungeduld brennt. Vor der Menschheit kleinen Gegenständen in solchen Zorn zu geraten, es wirkt um so komischer, je mehr dem Polemiker das Gefühl für ihre Komik sich ins Tragische überschlägt. „Einer Polemik, die nicht aufs Ganze geht, ziehe ich das Tarockspielen vor“, sagt Haecker und geht also lieber aufs Ganze, d. h. auf das *B. T.* und die *Neue Rundschau*. Fritz Mauthner, Theodor Wolff, Thomas Mann, Oswald Spengler — allen wird, um eine Diskussionsbasis zu gewinnen, vorerst ungefähr völlige Idiotie vorgeworfen. Von wem? fragt man sich denn doch; als Beweis ist die Rage eines zu wenig imposanten Eiferers zu dürftig. Die Kriegsschriftstellerei dieser Leute wird von Haecker wieder einmal erledigt — Werklein, die sich längst schon selber erledigten. Wir wollen davon nichts mehr wissen, nicht mehr daran denken, und vor allem nicht wissen, was ein Haecker davon denkt, da uns die Urtexte von Karl Kraus immer noch lieber sind! Wenn der *Tod in Venedig* mit dem Wort „Stilübung“ abgetan sein soll, so ist das belustigend bei einem der Schriftstellerei Frönenden, der in der Schule eines stilistischen Vorbildes sitzen blieb.

Die Schmerzen des Verfassers sollen nicht angezweifelt werden; „im Geist müssen die Dinge an ihrem Platz stehen, sonst werde ich krank und grob“, bedeutet er einem. Er tut einen Blick in das Getriebe, das heute einen kleinen Teil „des Geistes“ repräsentiert, findet nichts an seinem Platz und wird in Gottesnamen grob. Wird dadurch ein einziges Ding an seinen Platz gerückt? Der Hass allein ist nicht produktiv, und ein Polemiker, der sein Herz von hienieden abwendet, um nur noch Gott und sich selbst zu lieben, mag als Insulaner seine Einzigkeit spazieren führen. Gott war nicht gezwungen, auf Haecker zu warten, bis er in der Welt wieder inthroniert würde; ein wahrhaft religiöser Polemiker aber würde sich nicht so lustvoll in Herrn Stefan Zweig verbeißen. Es gibt eine schriftstellerische Selbstüberschätzung, die sich selbst mit romantischer Ironie durchschaut und im Humor ein höheres Daseinsrecht gewinnt. Wenn sich aber der Streiter im Wort bloß selber überhebt, ohne sich über den Gegenstand und seine eigenen Affekte erheben zu können, wandelt er auch dann in den Niederungen, wenn man erwartet, dass er sich den Staub endlich von den Füßen schüttle.

* * *

Nach dem Ethiker, der auf einer Seite als positivere Leistung nach der großen Scherbelei erwägt, ob das Böse mit der Treue vereinbar sei, wofür er nicht hält, nach Betrachtung dieses aufgeregten Finsterlings sei der Blick auf ein harmloses Werklein satirischer Laune gelenkt. Es ist *Das große Bestiarium*¹⁾ von Franz Blei. Zwei Freunde haben ihm einige Unterstützung gewährt; es ist also nicht alles von Blei, was glänzt. Die moderne Literatur wird als zoologischer Garten aufgefasst, die Dichter sind Tiere und Blei ihr Hagenbeck. So lassen sich recht hübsch einige Bosheiten anbringen, und wer von den Betroffenen nicht mitlacht, dem fehlt es irgendwie am Organ für Selbsterkenntnis.

¹⁾ Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

Wem täte es nicht gut, zuweilen zwangsweise sein eigenes Ich anders als mit tierischem Ernst zu betrachten! Die Idee einer Persönlichkeit wird von Blei auf die einfachste Formel gebracht und auf ein sprachloses Wesen transponiert, was bei den Dienern am Wort schon an sich keine geringfügige Entwertung bedeutet. Die Courths-Mahler ist nicht mehr bloß eine hemmungslose Schreib- tante, sondern „eine Laus, die in einer Sekunde eine Million Eier legt. In Warenhäusern streichen sich ältere Ladnerinnen die Eier als Kaviarersatz aufs Brot.“ Das ist doch die reine Bosheit. Es kommt aber noch schlimmer, und zwar bei einem schweizer Dichter. Manche werden sich bei der Lektüre an das erwähnte Wort Lessings erinnern, dass um eines witzigen Einfalls willen die Gerechtigkeit oft in den Wind geschlagen werde, andere werden es dabei im Gegenteil vergessen: „*Das Zahn*. Dieses ist wie das Heer ein in der Schweiz gezogenes Haustier, das gepökelt massenhaft nach Deutschland exportiert wird. Es wird bei armen Leuten als Kellerfleisch gegessen. Doch schmeckt es nach Kuhleder.“ Selbst ein so ernster und würdiger Mann wie Professor Eucken wird nicht verschont; sein Name wird als rätselhaftes Wort gedeutet, „das man in alle Kuhglocken des deutschen Ideal-Idealismus graviert findet“, und das kein Magier sinnreich auszulegen versteht. — Das Buch hat reißenden Absatz. Sollte in Deutschland das demokratische Gefühl sich auch gegen jene wenden, die das Volk in gehobenen Momenten gern als Geistesfürsten bezeichnete? Auf jeden Fall fingert hier ein geschickter Gaukler vor, wie jeder, selbst wenn er mehr ist als er, durch Fixigkeit in unendlich wenig verwandelt werden kann, wobei aber ebenso erkennbar ist, daß es zu den schwersten Hexereien gehört, ein ganzes Büchlein entlang den Geistreichen zu spielen.

Da meldet sich aber schon wieder einer, der es zu können verspricht: Anton Kuh in seinem Aphorismenbändchen *Von Goethe abwärts*.¹⁾ Er weiß, dass „vielen Dingen auch mit dem Witz zuviel Ehre angetan ist“, und damit ist ein Grund geschaffen, um sich auf fünfzig kleine Seiten zu beschränken. Als Aphorismen werden ein paar Dutzend Bouillonwürfel aus kondensierter Erkenntnis und Bosheit dargeboten. Zu einer tieferen Verpflichtung des Geistes reicht es nicht mehr. Kuh kennt die aphoristischen Gefahren sehr genau; vom Aphorismus sagt er, „er simuliert durch Sparsamkeit Hintergründe, die er gar nicht hat . . . , er ist ein Papierprodukt.“ Immerhin, es gibt ganz respektable Papierprodukte. Die Grundhaltung Bernard Shaws ist kaum knapper zu definieren als so: „Shaws geistiger Mechanismus: Ihr glaubt, zwei mal zwei sei vier? Falsch! Es ist vier.“ Der Dichter Robert Müller wird „ein Goalkeeper der Abstraktion“ genannt, Kleist „Shakespeares Unruh“, G. Hauptmann „ein Gewerkschaftsolympier“ usw. Genug. Die Satire wird hier zur Konversation. Aber es fehlt ihr an Nerv und an Willen. Was bei Haecker zuviel ist, ist hier zu wenig. Witze über Dichter werden so rasch schimmelig wie die Bibelwitze; sie drücken keine Persönlichkeit aus. Was zufällig von Kuh ist, könnte ebenso gut von Kerr sein oder von Kraus. Ein Buch aber, von dem nicht gilt, was Walt Withman sagte, dass, wer dies Buch berühre, einen Menschen berühre — ein solches Schrifterzeugnis ist gar nicht wert, ein Buch zu sein.

ZÜRICH

MAX RYCHNER



¹⁾ E. P. Tal Verlag, Wien, Leipzig, Zürich.